

I Überblickskommentar

1 Entstehungsgeschichte und Textgeschichte

Die Entstehung von *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, so ließe sich pointiert formulieren, stand im Zeichen von N.s Augenleiden und der Freundschaft. Seine „Augen (die widerspenstigen! gefährlichen und gefährdeten!)“ (N. an Gustav Krug, 21. 9. 1873, KSB 4/KGB II/3, Nr. 314, S. 159) machten N. das Lesen und Schreiben ab Anfang 1873 für die Dauer eines Jahres schwer und zwangen ihn, die Hilfe auch seines Freundes Carl von Gersdorff in Anspruch zu nehmen. Gersdorff stand ihm als Schreibkraft für die literarische Produktion und Korrespondenz ab Mitte Mai bis zu seiner Rückkehr nach Italien Mitte September zur Verfügung und war, wie N. rückblickend an Wagner schreibt, in dieser Zeit „meine rechte Hand und mein linkes Auge“ (N. an Richard Wagner, 18. 9. 1873, KSB 4/KGB II/3, Nr. 313, S. 157). Zur selben Zeit machte N. in Basel durch Heinrich Romundt die Bekanntschaft Paul Rées, der gemeinsam mit Gersdorff N.s Vorlesung über die vorplatonischen Philosophen hörte, bei deren Vorbereitung Gersdorff dem augenkranken N. half. Eines der Gesprächsthemen der Sommermonate ist unter den Freunden in Basel, das zu einer Art Trutzburg der sich allmählich isolierenden jungen Wissenschaftler geworden war, die Streitschrift *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie* von N.s Hausgenossen Franz Overbeck, die zeitgleich mit der ersten *Unzeitgemässen Betrachtung* dank Wagners Vermittlung, wie schon N.s Tragödienschrift, im Sommer bei dessen Verleger Fritzsche in Leipzig erscheint. „Basel sei vulcanisch geworden“ (N. an Erwin Rohde, 5. 5. 1873, KSB 4/KGB II/3, Nr. 307, S. 149), schreibt N. mit Blick auf die zu erwartenden Reaktionen auf seine ‚Straussiade‘ und Overbecks Brandschrift verschwörerisch an Erwin Rohde. Das Druckmanuskript von UB I diktierte N. zusammen mit WL wohl im Juni desselben Jahres in Basel an Gersdorff. N.s Diktat von WL lagen frühere Aufzeichnungen aus dem Sommer 1872 und Vorfassungen aus dem Winter 1872/1873 zugrunde, darüber hinaus lassen sich WL vorbereitende Gedanken in verschiedenen Kontexten nachweisen. Am 12. Juli ziehen sich N. und Gersdorff N.s zunehmender Augenprobleme wegen für einen Monat nach Flims in Graubünden zurück, wo später auch Romundt und N.s Schwester Elisabeth dazustoßen (vgl. KGW II 7/2, 174–176 u. KSA 14, 113 u. KSA 15, 50; vgl. Gersdorff 1937, 11–17 u. 111–113; vgl. Janz 1978, 494, 503, 539–540 u. CBT, 292–299).

Der in der Sekundärliteratur zu WL oft nicht näher erläuterte Hinweis, N. habe Gersdorff WL in die Feder diktiert, kann den Eindruck vermitteln, es habe sich hier um ein Diktat aus dem Stegreif gehandelt. Ein Blick auf die Manuskriptlage (KGW III 5/2, 1301–1302 u. 1365–1366) und auf die im KGW-Nachbe-

richt (KGW III 5/1, 895–912) detailliert angeführten Abweichungen der verschiedenen Textzeugen ergeben ein differenzierteres Bild. Tatsächlich liegt mit N.s Handschrift Rs (vgl. Abb. 1–6) aus der Blätter-Sammlung Mp XII 4 (aus dem Bestand GSA 71/228) ein erster Vorentwurf vor, der, zunächst abgesehen von den einzelnen Textabweichungen, hinsichtlich Struktur und Umfang der auf den ersten Seiten des Großoktavhefts U II 2 (GSA 71/112) niedergeschriebenen Reinschrift von Gersdorffs Hand (RsG, vgl. Abb. 8–39) entspricht, die Colli und Montinari als Vorlage des edierten Textes diente. Mit der Manuskriptseite Rs⁺ (auch in Mp XII 4 enthalten, vgl. Abb. 7) ist zudem eine saubere und von Korrekturen freie Reinschrift von N.s Hand überliefert, die den ersten Seiten der KSA-Fassung entspricht (875, 2–877, 16) und vermuten lässt, N. habe mit einer Reinschrift von WL begonnen, diese dann aber – wahrscheinlich seiner Augenprobleme wegen – abgebrochen. Dafür würde sprechen, dass Rs⁺ die erste voll beschriebene Seite eines Doppelbogens ist, dessen zweite und dritte Seite unbeschrieben sind (auf der vierten und letzten Seite finden sich WL nicht zugehörige Notizen, vgl. KGW III 5/2, 1302) – vorausgesetzt, N. hat in diesem Fall den Bogen von vorne nach hinten beschrieben. Im Vergleich mit dem entsprechenden Blatt von Rs (entspricht 875, 2–877, 33) ist Rs⁺ näher an dem diktierten Text von RsG. Offenbar orientierten sich N. und Gersdorff für das Diktat der ersten Seiten von WL also an Rs⁺ und zogen dann Rs heran (beide Manuskripte sind einsehbar in DFGA). In RsG sind von N.s Hand einige wenige nachträgliche Korrekturen eingefügt (RsGN), auf der mit dem in Rs und Rs⁺ fehlenden Titel *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* beschriebenen ersten Seite findet sich der mit roter Tinte geschriebene Vermerk, die Abschrift des Textes sei durch Gersdorff erfolgt.

Die Vorlage des edierten Textes der KSA bzw. KGW stellte RsG (bzw. RsGN) dar, ediert wurde aber unter Berücksichtigung der früheren Textvarianten Rs und Rs⁺. Diesen folgt der edierte Text v. a. in der, in RsG oft fehlenden, Kommasetzung, in der Orthographie und Kasuswahl sowie in einer früheren ausführlicheren Variante einer Textpassage (vgl. NK 877, 13–15). Zwei bemerkenswerte längere Textpassagen aus Rs wurden – wohl ihres Entwurfscharakters wegen und zur Wahrung der ‚Autonomie‘ von WL (vgl. NK 886, 14 u. NK 890, 14) – nur in den kritischen Apparat (KGW III 5/1, 907 u. 912) bzw. den Kommentar (KSA 14, 114) aufgenommen. Die zahlreichen Ausrufezeichen und v. a. Anführungszeichen in Rs (und Rs⁺), die N.s erstem handschriftlichen Entwurf einen selbstreflexiveren Charakter verleihen und in der späteren diktierten Reinschrift RsG oft fehlen, wurden in den meisten Fällen nicht in den edierten Text übernommen (außer im Falle des Wortes „Selbstbewusstsein“, vgl. NK 877, 5–9). Da es von WL keine von N.s ‚letzter Hand‘ für eine Drucklegung autorisierte Textgestalt gibt, und ferner einzelne Schreibweisen verschiedene inhaltliche

Relevanz besitzen, sieht man sich also immer wieder auch auf den Vergleich von Varianten verwiesen. Im Folgenden werden nur die inhaltlich besonders relevanten Abweichungen der Varianten besprochen. Für eine akribische Dokumentation aller Varianten zu WL sei auf den kritischen Apparat verwiesen (KGW III 5/1, 895–912).

Zunächst „geheim“ (MA II Vorrede 1, KSA 2, 370, 17) gehalten, erscheint WL erstmals im November 1895 (nach Kr I, 373; vgl. auch Overbeck/Köselitz 1998, 414 u. 738–739) zusammen mit *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen* im Rahmen der (auf 1896 vordatierten) dritten Gesamtausgabe (GoAK Abt. 2, Bd. 10: „Schriften und Entwürfe 1872–1876“). Gersdorff, dem N.s Schwester die beiden Nachlassbände IX und X zukommen lassen hatte, antwortet dieser – wohl mit Blick auf die besonderen Umstände der Entstehung von WL – Anfang Dezember 1895: „Mich muten diese Schriften eigentümlich an, weil ich vieles davon habe entstehen sehen. Sie sind ein herrliches Zeugnis der gründlichen, tiefsten Art Ihres Bruders, zu arbeiten und zu denken und gewähren einen Einblick in die Werkstatt seines Geistes“ (Gersdorff 1937, 74). Erwähnenswert ist, dass WL in dieser von Fritz Koegel besorgten Ausgabe als „Fragment“ präsentiert und von verschiedenen „Gedanken und Entwürfen“, Variationen auf die Themen Wahrheit und Erkenntnis, flankiert wird. WL ist hier noch in drei Kapitel eingeteilt: Die zentrale Frage „Was ist also Wahrheit?“ (880, 30) leitet ein zweites Kapitel ein, das dritte Kapitel entspricht dem zweiten der KSA. Koegel orientiert sich mit dieser Einteilung offenbar an den in N.s erster Niederschrift (Rs), die er als Druckvorlage heranzieht, eingezeichneten Nummerierungen (vor „Was ist also Wahrheit?“ notiert N. „4.“, vor dem ersten Satz, der die KSA-Fassung einleitet, ein „3.“). Koegel weist im Nachbericht ausdrücklich darauf hin, dass die Entwürfe zu WL eigentlich zu N.s umfangreichen Vorarbeiten zu der ursprünglich als „Philosophenbuch“ angelegten Schrift PHG vom Frühjahr 1873 gehörten, dann aber ausgegliedert wurden. 1903 erscheint WL das zweite Mal, auch hier verbunden mit Plänen und Studien zum „Philosophenbuch“ (GoA und KoA Abt. 2, Bd. 10: „Nachgelassene Werke aus den Jahren 1872/73–1875/76“). Ein drittes Mal erscheint WL in der von Elisabeth Förster-Nietzsche veranstalteten Ausgabe von 1906, wobei WL jetzt dem GT zugehörigen „Nachlaß 1869–1873“ zugerechnet wird. In den folgenden Ausgaben wird WL gemeinsam mit den *Unzeitgemäßen*, als GT zugehörige Frühschrift, unter den Nachgelassenen Fragmenten oder mit der Schrift *Über das Pathos der Wahrheit* herausgegeben (vgl. die „Ausgaben von WL“ in der Bibliographie). WL erhält so stärker den Charakter einer selbstständigeren Schrift, als das in den ersten Ausgaben noch der Fall war, die WL vornehmlich als ursprünglichen Bestandteil des „Philosophenbuchs“ vorstellten. Als „Jahresgabe“ des Nietzsche-Archivs erscheint WL erstmals 1929 in monographischer Form.

Ein Blick in die das sogenannte „Philosophenbuch“ vorbereitenden Notate vom Sommer 1872 zeigt, wie eng das in WL zentrale Thema „Wahrheit und Lüge“ zunächst mit N.s Reflexionen zu den „vorplatonischen Philosophen“ verflochten war und zu dem Entwurf eines „Philosophen-Künstlers“ (NL 1872/73, KSA 7, 19[39], 431, 12–13) hinführte. Bei den Vorplatonikern macht N. einzeltypische Denk- und Lebensformen aus, die auf „lauter Übertragungen des Menschen auf die Natur“ (KSA 7, 19[134], 462, 8–9) basieren. Deren ästhetische und damit veritative Dimension gehe mit Sokrates verloren. Anhand der Notizen der Fragmentgruppe 19 (Heft P I 20b, Sommer 1872 – Anfang 1873) lässt sich die ursprüngliche Verbindung zwischen WL und PHG, der unvollständig gebliebenen und erst aus dem Nachlass veröffentlichten Schrift, nachvollziehen. So scheinen die in den Nachlassfragmenten entwickelten Gedanken über den Wert von Wahrheit und Lüge, die z. T. wörtlich in WL eingingen, als eine „Einleitung über Wahrheit und Lüge“ (KSA 7, 19[191], 478, 24) für eine „Geschichte der griechischen Philosophie“ (KSA 7, 19[190], 478, 12) konzipiert gewesen zu sein. Für die WL-affine „Einleitung“ skizziert N. erste Titellentwürfe: „Einleitung über Wahrheit und Lüge. 1. Das Pathos der Wahrheit. 2. Die Genesis der Wahrheit. 3. – – –“ (KSA 7, 19[191], 478, 24–27). N.s Gedanken über Wahrheit und Lüge drohten aber vermutlich den Rahmen einer philosophisch-geschichtlichen Darstellung der griechischen Philosophie und die damit verbundenen kulturkritischen Reflexionen über die Stellung des Philosophen zu sprengen und wurden daher ausgegliedert. Unter dem Titel „Der letzte Philosoph“ fasste N. einen letzten nicht ausgeführten Plan zur Darstellung der vorplatonischen Philosophen, wobei die Themen Wahrheit und Illusion, Philosophie und Wissenschaft u. a. in Auseinandersetzung mit Positionen Kants und Schopenhauers behandelt werden.

Ein frühes Zeugnis für den auch WL grundierenden Kritizismus N.s liegt schon mit dem sog. Teleologie-Fragment von April/Mai 1868 vor, in welchem sich N. mit Kants dritter Kritik auseinandersetzt. N.s Kant-Studium wird begleitet von der Lektüre v. a. von Friedrich Albert Langes *Geschichte des Materialismus* und Kuno Fischers *Geschichte der neuern Philosophie* (vgl. Gentili 2010, 111). Anhand des Motivs des äußeren Zwecks der Natur etwa sucht N. zu beweisen, wie durch metaphysische Annahmen die von den Wissenschaften behauptete „strenge Nothwendigkeit fortwährend unterbrochen wird“ (KGW I/4, 62[18], 555). Die Wissenschaften verraten deshalb – dieser Gedanke liegt auch der in WL formulierten Wissenschaftskritik zugrunde – ihr metaphorisches Wesen zwangsweise selbst (vgl. NK 885, 17–19).

N.s kritische Auseinandersetzung mit den Wissenschaften hat zunächst besonders die Methoden der Philologen seiner Zeit zum Gegenstand, die er in GT spöttisch als „naturhistorische Sprachmikroskopiker“ charakterisiert (GT 20,

KSA 1, 130, 13). Bereits in seiner Antrittsvorlesung *Über die Persönlichkeit Homers* (1869), später unter dem Titel *Homer und die klassische Philologie* veröffentlicht, hatte der 24-jährige Altphilologe seine Zukunftsvision einer sich an philosophischen Fragen orientierenden Philologie entworfen, die auch semiotische Aspekte der Sprache behandelt. Immer mehr versucht er im Rahmen der Altertumswissenschaften Fragestellungen zu behandeln, die in den WL vorausgehenden Schriften als zunächst philosophisch-philologische formuliert, in WL dann ein erstes Mal als dezidiert philosophisch-ästhetische entwickelt werden. Zwar hat N. schon in GT, zum Schrecken seiner Fachkollegen, die griechische Tragödie allein als „aesthetische[s] Problem“ zu begreifen versucht und „von jeder philologischen Behandlung der Frage völlig“ abgesehen (N. an Wilhelm Engelmann, 20. 4. 1871, KSB 3/KGB II/1, Nr. 133, S. 194). In WL nun geht es N. darum, die Sprache selbst „unter der Optik des Künstlers zu sehn“ (GT Versuch einer Selbstkritik 2, KSA 1, 14, 10). Statt die „Tiefe der mikroskopischen Welt“ (885, 7) auszuloten, soll der ‚wahrhaftige‘ Wissenschaftler, d. i. der Philosoph, in einer Grundhaltung des Pathos die Einsicht in den unhintergebar metaphorischen Charakter der Sprache nicht nur verschmerzen, sondern dem Leben dienstbar machen. Und auch einer der Leitgedanken der Tragödienschrift, die Konzeption eines apollinischen und dionysischen Prinzips, spiegelt sich in WL im Entwurf des vernünftigen und des intuitiven Menschen, in der Vorstellung von einem rationalen Römertum und einem naturhaften Griechentum als sich komplementär ergänzenden ‚Antiken‘.

Dass N.s sprachtheoretische Reflexionen ihren Weg vom Studium der Alten Sprachen über die Basler Lehrtätigkeit hin zu WL nahmen (vgl. Crawford 1988), belegt zudem die systematisch-historische *Darstellung der antiken Rhetorik* (KGW II/4, 413–502) von 1872/73 (vgl. Stingelin 1996, 93 u. Behler 1998). Im Rahmen dieser Vorlesung, die altphilologische mit sprachphilosophischen Betrachtungen zusammenführt, beschäftigt sich N. das erste Mal, zur Hauptsache in § 3 und § 7, ausführlicher mit den Tropen Metonymie, Synekdoche, vor allem aber mit der Metapher – was ihn erneut vor ein facettenreiches ‚ästhetisches Problem‘ stellt. Besonders der an der Lektüre von Gustav Gerber orientierte § 3 des Vorlesungsskripts, welcher das „Verhältniß des Rhetorischen zur Sprache“ (KGW II/4, 425) behandelt, weist zahlreiche, oft wörtliche Übereinstimmungen mit WL auf. So ist die Generalthese des Paragraphen, „daß die Rhetorik eine Fortbildung der in der Sprache gelegenen Kunstmittel ist“, es folglich „keine unrhetorische ‚Natürlichkeit‘ der Sprache“ (KGW II/4, 425), sondern nur immer Figuration gebe, Gerber entlehnt. Gerbers methodische Trennung zwischen Sprachkunst und Sprachlehre hebt N. allerdings in der Radikalisierung der – wiederum metaphorisch vorgetragenen – These von der grundsätzlichen Rhetorizität der Sprache auf. Diese ist auch hier schon an die kritische Frage nach einer objektiven Wahrheit

geknüpft. In WL führt die Frage „Was ist also Wahrheit?“ (880, 30) zur Metapher als *exemplum* und andeutenden Umschreibung eines allgemeinen Phänomens hin, von dem die Sprache nur einen besonderen Aspekt darstellt (vgl. NK 879, 8–10).

Auch N.s frühe musiktheoretische Überlegungen, die noch im Zeichen der Freundschaft zu Richard Wagner stehen, lassen sich als Vorbereitungen für WL lesen. Bemerkenswert ist hier v. a. ein GT zugehörendes Fragment, welches die Musik als Sprache, die „einer unendlichen Verdeutlichung fähig ist“ (NL 1869/70, KSA 7, 2[10], 47–48), der begrifflichen Sprache entgegenstellt und als Vorbild einer lebendigen tönenden Wortsprache begreift; sprachkritische Reflexionen über das Wort als Symbolisierung von Vorstellungen stellt N. bereits im GT vorbereitenden Fragment NL 1871, KSA 7, 12[1] an (vgl. Hödl 1997, 20–35; vgl. NK 886, 14).

Demselben Gedankenkreis wie WL entstammt überdies die erste Vorrede der *Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern* (CV), die im November entstand und die N. Cosima Wagner Weihnachten 1872 zum Geschenk machte. Der Text mit dem Titel *Über das Pathos der Wahrheit* (CV 1) enthält nahezu wortgetreu die Eingangs-fabel von WL und eine weitere Passage (vgl. NK 875, 2–11 u. NK 877, 5–15). Dass N. in seiner ersten Niederschrift von WL ein „3.“ vor die uns als Anfang von WL bekannte Passage notiert, mag damit zu erklären sein, dass er die Fabel CV 1 ausgliedert, wo sich diese noch am Textende befindet.

Wenn auch sicherlich eine innere Kohärenz zwischen den angeführten wissenschaftskritischen, philologischen, philosophischen, sprachgenetischen und musiktheoretischen Skizzen und Studien N.s festgestellt werden kann – der Gedanke der Sprache als einer lebendigen Figuration etwa –, so lassen sich diese letztlich sehr heterogenen Überlegungen doch kaum zu einem systematischen Ganzen zusammenfügen. N. bündelt in WL einzelne theoretische Gedanken verschiedenen Ursprungs zur Generalfrage nach einer dem Menschen zugänglichen Wahrheit. Zugleich collagiert er Bilder und Argumentationsmuster, die er oft wörtlich eigenen wie fremden Texten entnimmt und anhand derer sich eine Art Genealogie von WL nachzeichnen lässt. WL ist also kein plötzlicher genialischer Wurf gewesen.

2 N.s werkspezifische Äußerungen

In den Jahren 1886/1887 schreibt N. Vorworte für die Neuauflagen seiner früheren Schriften. In der 1886 verfassten Vorrede zu MA II schreibt N., zum Zeitpunkt der Niederschrift von UB III sei er „schon mitten in der moralistischen Skepsis und Auflösung drin, das heisst ebenso sehr in der Kritik als der Vertiefung alles bisherigen Pessimismus“ gewesen, und er

habe „bereits ‚an gar nichts mehr‘, wie das Volk sagt, auch an Schopenhauer nicht“ geglaubt (MA II Vorrede 1, KSA 2, 370, 12–17). Als beredtes Zeugnis für solche „Skepsis und Auflösung“ führt N. WL als „geheim gehaltenes Schriftstück“ (KSA 2, 370, 17–18) an, das die späteren metaphysikkritischen, ‚außermoralischen‘ Werke inauguriere. Auch während der Arbeit am *Zarathustra* im Sommer/Herbst 1884 begründet N. die Nicht-Veröffentlichung von WL durch die ‚Unzeitgemäßheit‘ der Schrift: „So wie ich über moralische Dinge denke, bin ich zu langem Stillschweigen verurtheilt gewesen. Meine Schriften enthalten diesen und jenen Wink; ich selber stand kühner dazu; schon in meinem 25. Jahre verfaßte ich für mich ein pro memoria ‚über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne‘. [...] Jetzt, wo ich einen freieren Überblick über diese Zeit habe, und Vieles mir erlaube, was ich früher für unerlaubt gehalten hätte, sehe ich keine Gründe mehr, hinter dem Berge zu halten“ (NL 1884, KSA 11, 26[372], 248, 29–249, 9). Zu beantworten bleibt die Frage, weshalb N. zu dem Zeitpunkt, da er sich „einen freieren Überblick“ attestiert, mit der Publikation von WL doch weiterhin „hinter dem Berge“ hält. Vermutlich schätzte er die Schrift gerade nach der Irritation, welche sein Erstlingswerk GT in philologischen Kreisen erregt hatte, als für eine Veröffentlichung ungeeignet ein. Der Vermerk, er habe WL für sich geschrieben, kann auch als bewusstes Spiel mit Werk und Nachlass gedeutet werden, in erster Linie jedoch unterstreicht N. damit den reflexiven und vorläufigen Charakter des Textes.

Auf WL als eine Art private Gedankensammlung mit transitorischem Charakter deutet auch N.s Umgang mit seinen Quellen hin. Denn für sich selbst brauchte er keine Quellen zu belegen, zumal wenn er diese benutzte, um Fragestellungen zu konturieren, die ihn seit Längerem schon beschäftigten. Dass WL keine Fortsetzung im Sinne einer theoretischen Weiterentwicklung der aufgeworfenen Probleme fand, lässt sich mit N.s Unstetigkeit in theoretischen Fragestellungen begründen, die sich auch in den Schriften im Umkreis von WL zeigt. Hier sind zur Hauptsache N.s eigenwillige Kant-Deutungen sowie sein wechselhaftes Verhältnis zu Schopenhauer zu nennen. Die Instabilität besonders von N.s philosophischen Standpunkten lässt sich aber zu einem Teil auch als Inszenierung dessen lesen, was N. in WL im Namen der Wissenschaft für die Philosophie einfordert. Als ‚wahr‘ könne sich diese nämlich nur insofern gerieren, als sie selbstkritisch jeden ihrer Ansätze als heuristischen formuliert und sich als Perspektive unter Perspektiven begreift (vgl. NK 880, 28–29).

3 Quellen

Trotz des geringen Umfangs der Schrift lassen sich in WL zahlreiche Spuren von N.s Lektüre anderer Autoren nachweisen. N.s philologische Ausbildung

und sein (oft durch zeitgenössische Literatur vermitteltes) Studium der klassischen Autoren ist als grundsätzliche Vorbereitung seiner sprachkritischen Reflexionen, wie sie in WL erstmals eine Form gewannen, nicht zu unterschätzen. Zudem ähnelt WL in seinen wechselnden Tonlagen verschiedensten zeitgenössischen Stimmen. Die Zahl der von N. rezipierten Autoren aber, in deren Werken sich eine eindeutige Verwandtschaft zu den theoretischen Fragen von WL ausmachen lässt, ist weitgehend überblickbar.

Die einzige Quelle, die N. in WL (neben der Erwähnung Lessings und Chladnis) explizit anführt, ist Pascal. Über das Zitat aus N.s deutscher Pascal-Leseausgabe hinausgehend (vgl. NK 887, 18–24), lässt sich jedoch eine Vielzahl direkter und indirekter Zitate sowie bislang von der Forschung unberücksichtigt gebliebener thematischer Ähnlichkeiten belegen (vgl. NK 875, 2–11, 875, 22–23, 876, 20–24 u. 885, 6–7).

Ihr Hauptaugenmerk legte die Quellenforschung zu WL bislang (seit Lacoue-Labarthe/Nancy 1971) auf das Werk *Die Sprache als Kunst* (2 Bde., Bromberg 1871–1874) des Gymnasialdirektors Gustav Gerber. N. entlieh sich für die Vorbereitung seiner für das Wintersemester 1872/1873 angesetzten Vorlesung *Darstellung der antiken Rhetorik* am 28. September 1872 den ersten Band (im Folgenden mit SK abgekürzt) aus der Basler Universitätsbibliothek. Wie der Einfluss von Gerbers Generalthese, alle Sprache sei wesentlich Rhetorik, auf WL zu bewerten ist, ist in der Forschung allerdings umstritten. Die Positionen reichen von der These, N.s Rhetorik-Vorlesung sowie WL seien mehr oder weniger als Kompilationen Gerberscher Gedanken zu lesen (Meijers/Stingelin 1988), über den Nachweis eines souveränen Transformationsprozesses Gerberscher Gedanken in WL (Kalb 2000, 144–166) bis hin zu der Meinung, Gerbers Bedeutung trete hinter N.s Lektüre vor allem von Schopenhauer, Lange und Hartmann zurück (Crawford 1988). Festzuhalten ist, dass N. in WL Gerbers Nervenreizmodell (vgl. etwa NK 879, 10–13) sowie eine Reihe von Beispielen zur Beschreibung des metaphorischen Charakters der Sprache, aber auch manchen Begriff übernimmt. Zudem lernt er durch Gerber die Tradition der Sprachphilosophie (u. a. W. v. Humboldt, Bopp, Hamann, Herder, Steinthal, Heyse) und die zeitgenössische linguistische Forschung kennen (vgl. Meijers 1988, 376; Most/Fries 1994, 23–25).

Dass die Forschung auch uneins über die Bedeutung von Schopenhauers Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* (Leipzig 1819), das N. bereits Ende 1865 als Student las, für seine erkenntnistheoretischen Ansichten ist, liegt zum Teil an N.s oft widerspruchsvoller und durch Wagner beeinflusster Schopenhauer-Rezeption, die in WL etwa am Begriff der Erscheinung offenkundig wird. Für den jungen N. maßgebend ist Schopenhauers Kritik am Rationalismus, sowie der Ausnahme-Status, den dieser der Musik als metaphysischer Kunst zu-

weist. In WL lässt sich Schopenhauers Einfluss deutlich aus N.s Abwertung des Intellekts gegenüber der Triebshäre sowie aus dem Primat erkennen, den N. der sinnlichen Wahrnehmung gegenüber jedem abstrakten Begriffsbau einräumt (vgl. Crawford 1988). Im Folgenden wird aus N.s Handexemplar von *Die Welt als Wille und Vorstellung* (WWV) zitiert (hg. von J. Frauenstädt, 2 Bde., Leipzig 1873).

Schon die in WL prominente architektonische Metaphorik, etwa die Rede von dem „Vernunft-Bezirk[es]“ (883, 4) oder dem „mathematisch zertheilten Begriffshimmel“ (882, 20–21), deutet auch auf Kant als wichtigen Bezugspunkt hin (zu weiteren möglichen Quellen zum Begriffsfeld vgl. NK 882, 17–23). Aber auch Konzepte wie Form, Erfahrung oder Gesetzmäßigkeit der Natur führen zu Kants *Kritik der reinen Vernunft* und *Kritik der Urteilskraft*, mit denen sich N. auseinandersetzte, wie schon das sog. Teleologie-Fragment von April/Mai 1868 belegt (vgl. NK 885, 17–19). Ausführliche Darstellungen von Kants Philosophie fand N. in der *Geschichte der neuern Philosophie* (Bd. 3 u. 4, Mannheim 1860) von Kuno Fischer, sowie in seinen eigenen Exemplaren von Otto Liebmanns *Kant und die Epigonen. Eine kritische Abhandlung* (Stuttgart 1865) und von Friedrich Ueberwegs 1863–1866 erschienenem *Grundriß der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart* (1. u. 3. Aufl., 3 Bde., Berlin 1866–1867). Argumente gegen Kant konnte N. bei Schopenhauer und Afrikan Spir, besonders aber bei Friedrich Albert Lange finden, der Kants Erkenntnistheorie vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Physiologie liest. Wurde in der Forschung oft angenommen, N. habe Kant nur wenig verstanden und ausschließlich durch Darstellungen kennengelernt, wurde die Relevanz von Kant (und des Kantianismus) für den jungen N. mittlerweile – zu Recht – wiederholt festgestellt (vgl. etwa Stack 1983, 195–223; Clark 1990, 92–93; Hill 2003; Emden 2005, 38–39; Riccardi 2009).

Ein noch im Spätwerk nachweisbarer Einfluss auf die Entwicklung von N.s sprachkritischen Überlegungen ist auch *Georg Christoph Lichtenberg's Vermischten Schriften* (9 Bde., erstmals Göttingen 1800–1806) zuzusprechen. N. las und exzerpierte Lichtenberg, den er vermutlich durch Schopenhauer kennenlernte, zur Zeit der Niederschrift von WL (von Frühjahr bis Herbst 1873; vgl. Stingelin 1996, 92). In Bd. 1 von N.s Handexemplar (8 Bde., Göttingen 1867) finden sich mehrere Lesespuren, anhand derer sich Lichtenbergs theoretische wie stilistische Bedeutung für N. ablesen lässt (vgl. NK 878, 27–29 u. NK 885, 6–7). Lichtenbergs Entwurf einer Philosophie als „Berichtigung des Sprachgebrauchs“ (Lichtenberg 1867, Bd. 1, 79 – N. unterstreicht diese Formel in seiner Ausgabe), deren Anliegen es ist, die Struktur von Denken und vermeintlichem Erkennen als durch die grammatische Struktur der Sprache bedingt auszuweisen, hat N. beeindruckt. Eine solche Begriffskritik, d.i. aber eine kritische

Selbstreflexion der Sprache, kann die Sprache für Lichtenberg wie für N. besonders im Medium der Metapher leisten.

Neben diesen Autoren, die auf N.s sprach- und erkenntnisphilosophische Überlegungen wichtigen Einfluss ausübten, lässt sich eine Reihe an Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen anführen. Sie setzten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts insbesondere mit der Frage auseinander, inwiefern sich die ungerichtete Sinneswahrnehmung mit dem transzendentalen Erkenntnisschema vereinbaren lässt, dem Kant apriorische Geltung zusprach. Zu diesen Autoren gehört Friedrich Albert Lange, der in seiner *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart* (Iserlohn 1866), die N. im Jahr ihres Erscheinens erwarb, später allerdings wieder aus der Hand gab, die unmittelbar nicht einsehbaren Erkenntniskategorien im Organismus verwurzelt. Deshalb könne die Philosophie immer nur spekulieren, d. h. aber, wie N. folgert, nur künstlerisch verfahren. Denn die Unterscheidung zwischen Ding an sich und den Erscheinungen ist für Lange, der hier (unter Berufung auf Ueberweg) Kants kritische Philosophie radikalisiert und auf ihre Stichhaltigkeit hin prüft, die Folge der Organisation der Wahrnehmung der Menschen und außerhalb deren Erfahrung womöglich ohne Bedeutung (vgl. NK 882, 17–23 u. NK 883, 20–21). Nach intensiver Auseinandersetzung in den Jahren 1866–1868, erwirbt N. 1887 oder 1888 eine Neuauflage der *Geschichte des Materialismus* (4. Aufl., Iserlohn/Leipzig 1887) und nimmt, wie die Lesespuren belegen, die Lange-Lektüre erneut auf (vgl. Brobjer 2005, 274; ausführlich NK 6/1 u. NK 6/2). Langes *Geschichte des Materialismus* dient N. auch als ‚Bildspender‘, in WL findet sich eine ganze Reihe von Bildern und Begriffen von Lange wieder, wie z. B.: Fernrohr, Himmelskörper, Vorspiegelung, Scheinwahrheit, Urbilder, Trugbilder, Netz, Zertrümmerung von Idolen, Begriffs-Architektur, Tempel von Begriffen, Begriffsgespenster, Kritik der Begriffe, starre Formen, tote Rubriken, Wahrheit und Irrtum, Kunsttrieb, Sinnesapparat und Abstraktions-Apparat u. a.

Mit Eduard von Hartmanns *Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung* (Berlin 1869), gegen die er sich abwechselnd zustimmend und ablehnend verhält, macht sich N. schon 1869 bekannt. Hartmann versucht die Philosophien Hegels, Schopenhauers und Schellings mit naturwissenschaftlichen Positionen zu verbinden und das Unbewusste als deren gemeinsamen Ursprung aufzuweisen. Im Gegensatz zu Helmholtz und Lange kann nach Hartmann für die unbewusste Wahrnehmung aber kein regelhaftes Fundament behauptet werden, da ein solches Regelwerk wiederum ein seiner selbst bewusstes Subjekt, d. h. aber grammatische Strukturen, voraussetzen müsste – ein Zirkelschluss. „Jedes bewusste menschliche Denken“ ist für Hartmann also nur „mit Hülfe der Sprache möglich“ (Hartmann 1869, 231). Deren gesetzmäßige Genese liege dem Bewusstsein voraus und gründe, wie auch N.

in dem frühen Fragment *Vom Ursprung der Sprache* (1869/1870) formuliert, in einem unbewussten „gemeinsamen Sprachbildungsinstitute der Menschheit“ (Hartmann 1869, 231), einem schöpferischen „Masseninstinct [...], wie er im Leben des Bienenstockes, des Termiten- und Ameisenhaufens waltet“ (Hartmann 1869, 231; vgl. Gerratana 1988; vgl. NK 875, 5 u. NK 876, 18).

In diesem Zusammenhang ist auch *Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie* (2 Bde., Leipzig 1873) des damals unbekannten Afrikan Spirs zu nennen, ein Werk, das sich N. gleich nach Erscheinen am 14. März 1873 und in der Folgezeit mehrmals aus der Universitätsbibliothek Basel auslieh. Später kaufte er das Buch (2. Aufl., 2 Bde., Leipzig 1877). In Auseinandersetzung mit Helmholtz' Wahrnehmungstheorie und den Erkenntnisphilosophien von Kant und Schopenhauer stellt Spir unter dem Titel einer kritischen Philosophie des „Unbedingten“ die These auf, der epistemische Zugang zur Wirklichkeit werde durch die paradoxe Koexistenz von logischen und unlogischen Gründen konstituiert. Schopenhauer und seinem apriorischen Kausalitätsprinzip unterstellt Spir Kritiklosigkeit, während sich Kant in ein Netz von Widersprüchen verstrickt habe (vgl. D'Iorio 1993; Green 2002, 46–53).

Hermann von Helmholtz' sinnesphysiologisches Werk *Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik* (Braunschweig 1863) entlieh sich N. am 9. November 1870 aus der Basler Universitätsbibliothek. N. kam aber vermutlich schon vor der Helmholtz-Lektüre mit dessen Wahrnehmungstheorie in Berührung, die von vielen von N. gelesenen zeitgenössischen Autoren aufgegriffen wurde (so von Lange 1866; oder Hartmann 1869). Kritisch rezipiert er Helmholtz' Theorie der „unbewußten Schlüsse“ (etwa NL 1872/73, KSA 7, 19[107], 454, 11), die unter dem Einfluss von Kants Konzept der Zweckmäßigkeit steht, indem er dieser das Bild willkürlicher Übertragungen entgegen setzt (vgl. NK 878, 5–10; vgl. Reuter 2004, 363).

Auch die Bedeutung des Astrophysikers Johann Carl Friedrich Zöllner für N. und WL wird unterschiedlich bewertet. Zöllners viel diskutiertes Buch *Über die Natur der Cometen. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntnis* (Leipzig 1870) entlieh N. erstmals am 6. November 1872 und in den folgenden Monaten mehrmals aus der Basler Universitätsbibliothek (2. Aufl., Leipzig 1872). In N.s persönlicher Bibliothek findet sich ein Exemplar der zweiten Auflage ohne Lesespuren. Zöllner stellt in den *Beiträgen* neben astronomisch-physikalischen Überlegungen über die „physische Beschaffenheit der Cometen“ (Zöllner 1872, LXXIII) auch ausführliche „Studien im Gebiete der Psychologie und Erkenntnistheorie“ (Zöllner 1872, LXXXII) an, die unter Bezugnahme auf Schopenhauer und Helmholtz die Apriorität des Kausalitätsgesetzes und die „Theorie der unbewussten Schlüsse“ (Zöllner 1872, XCII) diskutieren (vgl. NK 878, 5–10 u. Orsucci 1994a, 197–200).

Einfluss auf N.s sprachtheoretische Überlegungen hatten außerdem Friedrich Max Müllers *Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache* (2 Bde., Leipzig 1863–1866), die sich N. am 17. November 1869 aus der Basler Universitätsbibliothek entlieh. Müller, Komparatist und Religionshistoriker, entwirft in seinen *Vorlesungen* ein Studium der Sprache, das Aufschlüsse über Wahrnehmungsweisen und kulturelle Konstruktionen geben kann (vgl. NK 884, 23–28). Insofern er Sprache und Denken untrennbar verbunden sieht, ist (in Anlehnung an Kant) eine radikale Sprachkritik für Müller wie schon für Gerber die Bedingung für jede andere Wissenschaft, die sich auf sicherem Fundament wissen will (vgl. Zavatta 2009; zur Metapher bei Müller und N. vgl. schon Schacht 1901, 95–96, vgl. Kr II, 1).

4 Struktur und Konzeption

Wenn das Motivgewebe von WL auch dicht geknüpft ist, so fallen bei näherer Betrachtung immer wieder Nahtstellen im Übergang der Gedanken und im Wechsel der sprachlichen Register auf, die dem Text an mancher Stelle den Charakter einer Collage geben. Die zahlreichen mit WL oft bis in den Wortlaut hinein identischen Nachlass-Notate zeigen, wie N. aus einem Fundus von Gedanken und Argumenten wählt, die er in immer neuen Formulierungen variiert und erprobt. Manches Bild in WL stellt die verdichtete Fassung eines Gedankens dar, dessen Genese sich in den WL begleitenden Notizen nachverfolgen lässt. Das bedeutet jedoch nicht, dass WL als Kondensat allmählich herangereifter, ansonsten aber verstreuter Gedankensplitter zu lesen wäre. WL besitzt eine vielstrebige Architektur, die freilich eine eigene Logik voller doppelter Böden besitzt, Fragen bisweilen ins Leere gehen lässt oder vermeintlich grundlegende Konzepte, wie die Erklärungsschemata der Wissenschaft, als haltlos, nämlich als Spiel der regellosen Übertragungsleistung des Menschen erweist.

Der Text ist in zwei Kapitel gegliedert. Der erste Abschnitt nimmt den weit aus größeren Raum ein und formuliert die Hauptthese, die aus der Schutzbedürftigkeit des Menschen resultierende Sprachgesetzgebung gebe die Gesetze auch der als objektiv geglaubten Wahrheit. Ein zweiter Teil führt aus, wie in Wissenschaft und Kunst trotz aller Konvention ein Wahrheitstrieb und ein metaphorischer Fundamentaltrieb im Menschen ineinandergreifen. Diesen Ausführungen entspricht in der Darstellung eine Verflechtung von kühnen Metaphern und Formeln, die verschiedenen Wissenschaftsbereichen (Sinnesphysiologie, Sprachwissenschaft, Psychologie, evolutionistische Anthropologie) entlehnt sind. Neben dem philosophischen Gehalt des Textes besitzt die Form der Darstellung eine besondere Relevanz und verleiht der Schrift den span-

nungsreichen Charakter eines literarischen Essays. In dieser Hinsicht ist WL stilistisch der *Morgenröthe* oder der *Fröhlichen Wissenschaft* mit ihrer aphoristischen Dichte verwandt. Vom beinahe feuilletonistischen Stil der zeitnah entstehenden *Unzeitgemäßen Betrachtungen* unterscheidet sich der Duktus von WL, zumal N. als Autor in WL stärker hinter den Text zurücktritt. Wenn die vordergründige Struktur von WL sich *breviter* nachvollziehen lässt, bedarf der Inhalt dieser Schrift doch einer genaueren Analyse, welche mittelbar Licht auch auf die Struktur des Textes zu werfen vermag.

Schon in Titel und Eingangsabel von WL ist die hier erstmals in einen theoretischen Diskurs eingebettete Frage nach der objektiven Wahrheit *in nuce* angelegt. Indem N. der Fabel von den „klugen Thieren“ (875, 7) in einem kommentierenden Zusatz attestiert, sie könne die Beschaffenheit des menschlichen Intellekts nicht hinreichend illustrieren, engt er gleich zu Beginn von WL die Frage nach der Erkenntniskraft des Intellekts auf die Referentialität des (künstlerischen) Sprachbildes ein. Da sich die literarische Form der Fabel als „nicht genügend“ (875, 8–9) erweist, das Wesen des Intellekts zu bestimmen, bemüht N. evolutionistische Begriffe, um das dem Überleben dienende Merkmal des Intellekts als Täuschung zu bestimmen. Die Evolutionsgeschichte des Intellekts gerät N. aber zur Ursprungsgeschichte der Sprache. Bereits hier deutet er an, dass der in einem grausamen Naturzustand gründende Sprachtrieb mit einem „Trieb zur Wahrheit“ (876, 27–28) zu tun hat, der gleichfalls eine existenziale Dimension besitzt. Der „Contrast von Wahrheit und Lüge“ (877, 30) wird durch die Sprachgesetzgebung bedingt, die Lüge definiert sich durch Negation, durch Missachtung der sprachlichen Konvention, damit aber zugleich als Verstoß gegen das menschliche Bewusstsein, das sich wesentlich auf die Fixierung von Sprachzeichen gründet. N. spannt in WL zwischen dem Bild von einem überindividuellen „Bewusstseinszimmer“ (877, 11) und den somatischen Abgründen, die dem Menschen notwendig verborgen bleiben, eine vertikale Dimension auf, deren Ausmaße er in drastischen physiologischen Bildern auslotet. Die Genese der Sprache erläutert ein physikalisch-kausales Schema, das die Allgemeinbegriffe als logisches Resultat individueller körperlicher Eindrücke auffasst (zu Gerbers Nervenreizmodell vgl. NK 879, 10–13). Diese Übertragungsvorgänge interpretiert N. als willkürlich verfahrenende Metaphern, wodurch er der Sprache einen rhetorischen Charakter zuschreibt, d. h. eine Analogie zwischen der rhetorischen Trope und grundlegenden Operationen der Sprachentstehung stiftet. Damit kann sie aber nicht „der adäquate Ausdruck aller Realitäten“ (878, 15–16) sein, ja die Adäquationstheorie selbst erweist sich wie die Unterscheidung zwischen Wahrheit und Lüge als Fiktion der Sprache. Schon hier wird deutlich, dass die Sprache in der Nichteinholbarkeit ihres künstlerischen Charakters N. in WL als formales *exemplum* für ein Leben kon-

stituierendes Phänomen dient, dem die Sprache allerdings strukturanalog ist und für das sie gewissermaßen metaphorisch eintritt.

Zu den Strukturprinzipien der Sprache gehört aber ein allmähliches Abgleiten ihrer Metaphorizität in die „Unbewusstheit“ (881, 13–14), ja erst aus dem Vergessen der originären Metaphern im Laufe des allgemeinen Sprachgebrauchs resultiert für N. der Wahrheitstrieb. Dieser steigert sich als „Gefühl der Wahrheit“ (881, 14–15) durch ein fortgesetztes Hypostasieren der Begriffe zu einem lebensfeindlichen intellektuellen Erkenntnistrieb. Die Bildung der Begriffe beschreibt N. hier mit architektonischen Bildern, die sich auf den folgenden Seiten zu „in's Ungeheure aufgethürmte[n]“ (886, 22–23) Metaphern auswachsen und derart zu einem „Zertrümmern und Verhöhnern der alten Begriffsschranken“ (889, 4–5) hinführen, wie N. gegen Ende von WL das Treiben des intuitiven Menschen bestimmt. Besonders die Wissenschaft (das ist für N. aber zugleich die Philosophie) stellt der Text als hochmütige Konstrukteurin dar. Für ihre abstrakten Begriffsbauten, über deren Selbstreferenzialität sie sich hinwegtäuscht, behauptet sie gar eine Existenz außerhalb der Vorstellung und den Begriffen entsprechende Wesenheiten (vgl. NK 880, 19). Die Vorstellung von einer Welt der Oberfläche und einem dem intellektuellen Zugriff entzogenen Urgrund ist für N. eine einer Welt der Oberfläche zugehörige Metapher, welche diese zugleich als von einem fließenden Untergrund verschiedene erst konstituiert – eine Art ‚Umkehrung‘ des Platonismus *ante litteram*. Eben darin besteht für N. aber die besondere Leistung der Sprache, dass sie ihre eigenen unbewussten (ästhetischen) Voraussetzungen, wenn nicht aufdecken oder gar aufheben, so doch problematisieren kann, wozu ihr freilich nur wieder Metaphern zur Verfügung stehen. N. selbst betreibt diese Problematisierung in WL mit einer subversiv die Dynamik des Textes erzeugenden Bildvernetzung und mit der Metaphorik des Flüssigen und Beweglichen.

Die Ambivalenz der Sprache ist im Besonderen abzulesen an der (metaphorischen) Unterscheidung zwischen Wort und Begriff. Zunächst stellt N. die Metapher als notwendigen Vorläufer des Begriffs unter den Begriff, zweitens aber stellt er sie als lebendigen Antipoden dem starren Begriff entgegen. Die Metapher der ersten Art ist aber wiederum nur in einer Metapher (wie jener des Nervenreizmodells) denkbar, da sie, der Sprache entzogen, in individuellem Erleben gründet. Wenn aber ein solches Erleben bewusst gemacht, wenn es erinnert wird, dann unterliegt es schon den Sprachschemata, die Schemata auch des Bewusstseins sind. Ja schon die „Perception“ (884, 5) bedeutet für N. ein Assimilieren von „zwei absolut verschiedenen Sphären“ (884, 9–10). Eine von jedem Wahrheitsanspruch freie originäre Anschauungsmetapher kann für N. also nur als in der Prozessualität der Metapherbildung seiend gedacht werden, deren fiktiv-geschichtliches Produkt dann immer nur der Begriff

ist, der gleichwohl ein „Residuum einer Metapher“ (882, 9–10) an sich trägt, d. h. aber: ein chimärisches Wesen besitzt, das in sich die gegenläufigen Tendenzen von Erstarrung und Auflösung jeder Erstarrung verbindet. Zugrunde liegt der Opposition von Begriff und Metapher ein dem Wort inhärenter *Gestus* (im Sinne von Inszenierungsstrategien), der das metaphorische Wesen des Begriffs, d. h. zugleich die Metapher von einem dem Begriff vorausgehenden Metapherngrund, affirmiert und die metaphorische Grundlage der Begriffe zugunsten der Illusion von der eigentlichen Rede verhüllt. Die Einsicht in die Uneigentlichkeit jeder Rede legt das wahrhaftige Sprechen besonders im Gestus der Ironie offen, in welchem sich die Ambivalenz der begrifflichen Sprache spiegelt.

Der Doppelnatur der Sprache entspricht eine in gleicher Weise ambivalente anthropologische Bestimmung, welche in den Figuren des intuitiven und des vernünftigen Menschen keine bloß widerstreitende, sondern komplementäre Dynamiken inkorporiert. N. überblendet die beiden Oppositionspaare, indem er die metaphorische Verweisungspotenz der Sprache dem intuitiven Intellekt zuordnet. Dieser setzt den vorlogischen menschlichen „Trieb zur Metapherbildung“ (887, 1), wenn er auch die Geschichtlichkeit des verfügbaren Wortmaterials nicht annullieren kann, auf einer sublimierten Ebene „im Mythos und überhaupt in der Kunst“ (887, 8) analogisch fort und begründet so erst Formen von Kulturkonstrukten. Die Affirmation des metaphorischen Vermögens befähigt den intuitiven Menschen sogar zur spielerischen Einfühlung in andere, strukturell verschiedene Formen der Perzeption, weshalb (wenigstens in der Illusion) sein an ästhetischen Lebenswerten orientiertes Weltempfinden ganzheitlicher, da perspektivenreicher als das des vernünftigen Menschen ist. Dieser verabsolutiert seine Weltperzeption und interpretiert sie als einzig wahre Perspektive. Doch basieren gerade seine hehrsten Erkenntnisse auf gewagten Übertragungsleistungen, denn der Wissenschaftler verschafft sich auch von Gegenstandsbereichen, die dem Spektrum seiner sinnlichen Wahrnehmung entrückt sind, vermeintlich exakte Kenntnisse. Auch der vernünftige Mensch macht sich also, ohne sich das freilich einzugestehen, das Vermögen der Sprache zu nutze, andere Formen der Perzeption zu simulieren. In seinem Erkenntnispathos treibt er das Vermögen des Begriffs, sein janusköpfiges Wesen zu verhüllen und die Phänomene der Welt widerspruchsfrei zu erklären, bis an die der Sprache immanenten Grenzen. Die Phänomene, die sich mit seinem Kategoriennetz nicht fassen lassen, zeigen sich ihm folglich als Wunder, die auf „furchtbare Mächte“ verweisen, „die der wissenschaftlichen Wahrheit ganz anders geartete ‚Wahrheiten‘ mit den verschiedenartigsten Schildzeichen entgegenhalten“ (886, 30–33). In diesem Moment bietet sich der Wissenschaft die Möglichkeit, nun willentlich ihre künstlerische Kraft dafür einzusetzen, die le-

benseindlichen Erkenntnisse für „ein erhabenes Glück“ (889, 25) wieder zu verschleiern, woraus eine Steigerung auch der Wissenschaft hin zu einer neuen Philosophie resultieren können soll.

Die Bewegung, die der stoische Weise am Ende von WL vorführt, der sich angesichts der „Wetterwolke“ (890, 12) in seinen Mantel einhüllt und die Gewitterwolke so erträglich macht, vollführt auch die rechte Wissenschaft, die beglückende Erkenntnisse jenen furchtbaren vorzieht. Das Wechselspiel von Ver- und Enthüllung in WL, das N. am Problem der Sprache, insbesondere am Begriff der Metapher exemplifiziert, wird am Ende des Textes sinnfällig im Bild des ummantelten Philosophen. Wenn sich der Gelehrte in seinen Mantel hüllt, dann hüllt sich auch der Text in seine (metaphorische) Textualität ein und verweist auf den Eingang von WL: auf das Fabulieren.

5 Zur Wirkungsgeschichte

In den Vorworten und Nachberichten der ersten Werkausgaben von N. wird WL bereits einstimmig „als besondere Schrift“ (GoA 10, 508) von „außerordentlich bedeutungsvoller Stellung“ (N. 1929, 28) innerhalb N.s Gesamtschaffen bewertet, der N. selbst „immer eine verhältnismäßig hohe Bedeutung beigelegt“ (TA 1, XXXIX) habe. Diese schon früh hervorgehobene Besonderheit von WL steht allerdings in einer Schiefelage zu ihrer expliziten Rezeption, oft scheint das philosophische Potential von WL hinter den Kulissen der Fachwissenschaften zu wirken. So lässt sich der Einfluss, den WL auf die Philosophie und Literatur nach N. ausgeübt hat, nur schwer eindeutig nachzeichnen. Wenn es auch ein Leichtes ist, die Bedeutung N.s für die Autoren des 20. Jahrhunderts *tout court* aufzuzeigen, so ist jeder Versuch, die spezifischen Auswirkungen von WL auf die Werke nachfolgender Denker aufzuweisen, verschiedenen Schwierigkeiten ausgesetzt. Eine Sichtung etwa der von Krummel gut belegten Zeugnisse über die früh einsetzende Rezeption von Werk und Persönlichkeit N.s erbringt nur dürftige Ergebnisse, sucht man nach eindeutigen Spuren von WL-Lektüren. Andere Texte N.s dominieren und polarisieren zunächst das N.-Bild. Eine kurze anonyme Rezension der beiden ersten Nachlassbände will jedoch bereits die „Bedeutung“ von WL „für N.'s Weiterentwicklung als Maßstab“ angenommen wissen (in: Literarisches Centralblatt für Deutschland, Nr. 52 vom 26. 12. 1896, Sp. 1882; vgl. Kr I, 425). Auch zeichnet sich schon früh in der Rezeption ein allgemeines Interesse an der erkenntniskritischen Dimension von N.s Denken ab (meist im Hinblick auf Kant, Lange, Schopenhauer, und unter den Schlagworten Skepsis/Skeptizismus, Perspektivismus, Relativismus, Pragmatismus), das eine Lektüre der (frühen) Nachlassbände und damit auch von WL

vorbereitet. Bemerkenswert sind die zahlreichen Konsonanzen zwischen N.s sprachkritischem Diskurs, wie er sich beispielhaft in WL verdichtet, und den sprachtheoretischen Reflexionen zeitgenössischer wie späterer Autoren, welche die in WL formulierten erkenntniskritischen Fragestellungen – oft auch ohne (gesicherte) Kenntnis des Textes – vertiefen oder literarisch umsetzen und variieren. Im Folgenden werden deshalb nur besonders markante Beispiele angeführt, die sich entweder nachweislich auf WL beziehen oder die eine ausgeprägte motivisch-strukturelle Verwandtschaft zu WL aufweisen.

Eine frühe Anmerkung zu WL findet sich bereits in der Studie *Friedrich Nietzsche. Der Künstler und der Denker. Ein Essay* (1897) des Neukantianers Alois Riehl, der N.s These, alle Wahrheit sei Illusion, direkt von Schopenhauer herleitet. In der erweiterten dritten Auflage seines Nietzsche-Porträts geht Riehl ausführlicher auf WL, eine der „frühesten und merkwürdigsten Schriften“ (Riehl 1901, 134) N.s ein, in der „sich die wahre Meinung Nietzsches über das Erkennen ab[spiegelt]: sein Erkenntnis-Nihilismus, der die Position in der Kunst nimmt, – oder, was für Nietzsche ebenso viel bedeutet: in der Täuschung, der Lüge“ (Riehl 1901, 135).

In seinem Essay *Wahrheit und Lüge* (in: Deutsche Rundschau, Bd. 97, 25. Jg., H. 2 von November 1898; vgl. Kr I, 317) sieht auch der Soziologe und Philosoph Wilhelm Jerusalem den „Kant-Schopenhauer'schen Idealismus“ (Jerusalem 1898, 224) N.s These zugrunde liegen, „daß unsere ganze Erkenntniß Lüge sei, da wir nie die Dinge an sich, sondern immer nur die Erscheinung zu erkennen vermögen, daß es eigentlich zu den größten Unbegreiflichkeiten gehöre, wie der Drang nach Wahrheit in den zur Lüge eigentlich prädestinirten Menschen hinein gekommen sei“ (Jerusalem 1898, 224). Jerusalems Essay hebt mit der Paraphrase einiger Passagen aus WL an, anhand derer er eine, sich vor allem in den literarischen Produkten der Moderne zeigende und das gesellschaftliche Zusammenleben gefährdende, generelle „Verwirrung der Begriffe“ (Jerusalem 1898, 224) diagnostiziert. Aus pragmatischen Gründen sei daher eine (literar)historische und psychologische Untersuchung der „Geschichte der moralischen Beurtheilung“ (Jerusalem 1898, 225) geboten.

Fritz Mauthner hingegen, der als einer der ersten Rezipienten von N.s Überlegungen zur Sprache gelten kann, kannte WL zum Zeitpunkt der Niederschrift seiner *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (3 Bde., Stuttgart 1901–1902) vermutlich nicht (Bredeck 1984) und konnte deshalb kritisieren, N. betrachte die Sprache statt unter erkenntnistheoretischen nur unter moralischen Aspekten (vgl. Bd. 1, 331). Umso beachtlicher ist, dass Mauthner in Bd. 2 seiner *Beiträge* ein Kapitel dem Problem der Metapher widmet und auffallend ähnliche Beobachtungen zur Natur der Sprache anstellt wie N. in WL. Im Rahmen einer Kritik an der Psychologie, die Mauthner zufolge die Welt künstlich in Antino-

mien scheidet, entwickelt er seine zentrale Idee der „Zufallssinne“ (Bd. 1, 76), derzufolge die menschlichen Sinne die Welt nur ungeordnet und ausschnittshaft perzipieren, was sich aus der zufällig ablaufenden Evolution der Sinnesorgane ergebe. Da der Mensch also kein für eine adäquate Welterkenntnis zulängliches Sinnesorgan besitzt, sedimentieren sich allmählich seine kaleidoskopartigen Vorstellungen von der Welt im Wort, das in seinem Anspruch, die „Wirklichkeitswelt“ (Bd. 1, 108) abzubilden, einen illusionären Charakter besitzt. Als „Werkzeug der Erkenntnis“ (Bd. 1, 79) sei die Sprache notwendig ungeeignet, ja täuschend, da „jedes einzelne Wort [...] in sich eine endlose Entwicklung von Metapher zu Metapher“ (Bd. 1, 108) trage. Die einzige konkrete Wissenschaft ist für Mauthner (wie schon für Gerber) deshalb nur als eine „Kritik der Sprache“ denkbar.

Ein weiteres bemerkenswertes zeitgenössisches Zeugnis, das, bei wahrscheinlicher Unkenntnis von WL, einzelne Konvergenzen mit N.s sprach- und erkenntniskritischer Position aufweist (z. B. hinsichtlich der Bedeutung der Metapher oder der Untauglichkeit der Sprache für jede Erkenntnis), ist Gustav Landauers kleine Schrift *Skepsis und Mystik. Versuch im Anschluß an Mauthners Sprachkritik* (1903). Die Tragweite von N.s sprachphilosophischen Entwürfen verkennend stimmt Landauer in die harsche Kritik seines Freundes Mauthners ein: N.s Bevorzugung moralischer Fragestellungen habe „ihn dauernd gehindert [...], die Fragwürdigkeit der Sprache zu erkennen“ (Landauer 1903, 135). Mauthner habe diese als Erster in den Blick genommen, ja erst er habe „die Sprachkritik [...] begründet“ (Landauer 1903, 4).

Explizit Bezug auf WL nimmt Hans Vaihinger in *Die Philosophie des Als ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche* (1911): In dem „merkwürdigen“ (Vaihinger 1911, 772) Fragment „gipfeln“ alle früheren „Ansätze“ (Vaihinger 1911, 772) N.s „Grundgedanke“ (Vaihinger 1911, 774) von WL sei, „dass nicht bloß unsere Sprache, sondern auch das begriffliche Denken auf lügnerischen [...] Operationen beruht“ (Vaihinger 1911, 774). N.s „Lehre vom bewußt gewollten Schein“ (Vaihinger 1911, 771), die sich direkt von Lange und Kant herschreibe, habe ihn selbst, so Vaihinger, zur Herausgabe seiner lange gehüteten *Philosophie des Als ob* bewegt (vgl. Kr II, 558–559).

In seiner charakterologischen Studie *Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches* (1926) nimmt auch Ludwig Klages WL zum Anlass für eigene Reflexionen – allerdings unter völlig anderen Vorzeichen: Der „Schlußsatz“ (Klages 1926, 194) der Eingangsfabel von WL, so Klages zugespitzt, sei „ein schier unwahrscheinlicher Betrug, zu dem der christliche Nietzsche den heidnischen Nietzsche überredet“ habe (Klages 1926, 194), und geradezu Ausdruck eines

„grauenhafte[n] Widersinn[s]“ (Klages 1926, 195), denn N. ringe zur gleichen Zeit um Wahrheit, wie er vor ihr fliehe (vgl. Kr III, 156–157).

Ein Verweis auf WL, wo „dem Rationalismus und Intellektualismus die Führerrolle für die Beurteilung sämtlicher Lebenserscheinungen abgesprochen“ (zit. nach Kr III, 150) werde, findet sich ferner in der *Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche* (Basler Nachrichten Sonntagsblatt, Nr. 43–46, 1924) des Basler Religionshistorikers und Klages-Schülers Carl Albrecht Bernoulli.

An pointierter Stelle verweist schließlich auch Martin Heidegger in seiner *Einführung in die Metaphysik* (1935) auf die WL einleitende Fabel: Die radikal gestellte ontologische Grundfrage nach dem Ursprung des Seienden ebnet jede „Hervorhebung“ (Heidegger 1987, 3) von bestimmtem Seienden ein, die Erde samt ihrer Bewohner schrumpft so zu einem „winzigen Sandkorn“ (Heidegger 1987, 3). Die Frage nach dem Sein erweist sich aber als zuinnerst mit der Frage nach der Sprache verschlungen – ein weiterer Ausdruck der die Moderne im 20. Jahrhundert prägenden sprachontologischen Struktur.

Mit dem Poststrukturalismus und dem *linguistic turn* in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts steht die Rezeption v. a. von N.s Frühwerk und von WL im Zeichen eines – zunächst vor allem in Frankreich aufkommenden – verstärkten Interesses an Sprachphilosophie, das sich anfangs auf die philosophischen Implikationen von N.s Begriff der Rhetorik (besonders der Metapher) konzentriert (z. B. Derrida 1972; Kofman 1972) und Nietzsche als Philosophen der Differenz zu deuten versucht (vgl. Reckermann 2003, 39–59). Vorausgegangen waren erstmalige Übertragungen von WL (in *Le livre du philosophe*, 1969) und N.s Vorlesungen zur Rhetorik ins Französische (durch Lacoue-Labarthe und Nancy, 1971; vgl. auch Nancy zur „Redlichkeit“, in: Hamacher 2003). Später kommen eher erkenntnistheoretisch akzentuierte Fragen und N.s Begriff der Wahrheit in den Blick, mit denen sich vor allem die angelsächsische Forschung auseinandersetzt; in der dekonstruktivistisch-literaturtheoretischen Lesart Paul de Mans (v. a. in *Allegories of Reading*, 1979) etwa ist WL der Ort der Koexistenz und der beständigen Inversionen von unauflösbaren Oppositionspaaren, die auch N.s Spätwerk durchziehen (vgl. Reckermann 2003, 169–173).

Von Nietzsches Rhetorik-Vorlesungen und WL ausgehend untersucht Paul Ricoeur in *Soi-même comme un autre* (Paris 1990) das von ihm so bezeichnete „paradoxe du menteur“ (Ricoeur 1990, 23), das in der Unmöglichkeit bestehe, den Grund jener figurativen Sprache aufzuspüren, deren weltbildende Funktion referentielle Diskurse erlaube. Darin erkennt Ricoeur die Radikalisierung des Zweifels des Cartesianischen Cogito. Schon in *La métaphore vive* (Paris 1975) rekurrierte Ricoeur auf *La Mythologie blanche. La métaphore dans le texte philosophique* (in *Marges de la philosophie*, 1972) von Jacques Derrida, welcher der metalinguistischen historischen Dimension der Metapher (vor allem im

philosophischen Text) nachgeht, und im Zusammenhang mit der Thematik der *analogia entis* (und besonders der dekonstruktivistischen WL-Lektüre von Lacoue-Labarthe und Nancy) auch auf N.s sprachtheoretische Ausführungen. Ricoeur stellt sich die Frage, ob die Diskussion über die Metapher in der Geschichte der Philosophie (von Aristoteles über Husserl und Heidegger) nicht auch eine Diskussion über die Grundlage der Philosophie selbst bzw. über jene nicht thematisierbare Bedingung einschließt, die der Bestimmungsgrund der Erfahrung ist.

In diesem Punkt ist Ricoeurs Metaphernstudie Hans Blumenbergs „Programmschrift“ *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1960) vergleichbar, die Blumenberg zunächst als Hilfsmethodik im Dienste einer Begriffsgeschichte denkt, deren (philosophische) Termini auf ihren historisch-metaphorologischen Gehalt hin zu untersuchen sind, um so die „Substruktur des Denkens“ (Blumenberg 1960, 13) selbst offenzulegen.

Jacques Derrida nimmt nicht nur mit dem Titel seiner *Histoire du mensonge. Prolégomènes* (posthum 2012) Bezug auf N., sondern leitet seine Überlegungen über die Möglichkeit, die Geschichte der Lüge zu schreiben, mit einer kurzen Reflexion über dessen *Geschichte eines Irrthums* (in GD) und WL ein. Doch will Derrida mit N. nicht die Lüge als Irrtum („erreur“, Derrida 2012, 11) begriffen wissen. Der Irrtum liege vielmehr im Begriff der Wahrheit („dans la constitution du vrai“, Derrida 2012, 11) begründet. Nicht als moralisches, sondern als theoretisches und epistemologisches Problem sei die Lüge daher für N. interessant. Derrida hingegen nimmt ihre irreduzible ethische Dimension wieder in den Blick (ähnlich wie zuvor Vladimir Jankélévitch in *Du mensonge* von 1942, wo dieser die Intentionalität jeder Lüge und ein Bewusstsein als deren Möglichkeitsbedingung unterstreicht). Sie schließt eine politische Dimension mit ein, insofern sie, einmal ‚in die Welt gesetzt‘, als geschichtsmächtige Gegen-Wahrheit („contre-verité“, Derrida 2012, 67) Wirklichkeit gestaltet – diese ist bei Derrida künstlerisch auch insofern, als er mit der „contre-verité“ ironisch auf eine Gattungstradition der Satire anspielt.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist WL auch für Roland Barthes, der etwa in *Le plaisir du texte* (1973) neben einem allgemein deutlich von N. geprägten Duktus gleich mehrmals explizit auf N.s Text verweist (Barthes 1973, 46–47 u. 69) und dabei den Fokus auf Wahrheit, Sprache(n) und Macht sowie auf den Text-Körper im Schnittpunkt dieser Meridiane richtet. N.s Einfluss auf Barthes sprachphilosophische Positionen wird besonders auch in Barthes Antrittsvorlesung am Collège de France von 1977 deutlich (Barthes 1978).

Auch Richard Rorty findet in N. einen zentralen Bezugspunkt für die Entwicklung seiner Position zum Problem von Wahrheit und Objektivität. N. habe, so Rorty, in entscheidender Weise – durch JGB und WL – seinen Beitrag zur

Überwindung einiger traditioneller Kategorien der Philosophie (wie Substanz, Methode und Ding an sich) geleistet. Unter Bezugnahme auf unterschiedliche Phasen von N.s Denken erarbeitet Rorty seine grundlegende (und sich zu einem Kern der ganzen folgenden analytischen Philosophie entwickelnde) These, dass mit N. eine intersubjektiv begründete Objektivität beginne. N.s Grenze, wie Rorty am Beispiel der Bestimmung von Wahrheit in WL als „bewegliches Heer von Metaphern“ (880, 30) ausführt, bestand für Rorty aber darin, dass er trotz Annahme dieser grundlegenden Relationalität letztlich einen subjektivistischen Weg eingeschlagen habe (vgl. *Objectivity, Relativism, and Truth. Philosophical Papers*, 1991, 32–33).

In seiner zum Standardwerk avancierten Studie *Nietzsche as Philosopher* (1965) widmet sich schließlich auch der analytische Philosoph Arthur C. Danto WL, insbesondere aber N.s hier formulierten Begriffen der Metapher, der Kunst und der Wahrheit, an denen N. auch späterhin nahezu unverrückbar festgehalten habe. N.s Konzept der Metapher spielt eine Rolle auch in Dantos Philosophie der Kunst, vor allem in seinem von Leibniz hergeleiteten Begriff der Ununterscheidbarkeit zwischen Kunst- und Alltagsgegenständen (vgl. *The Transfiguration of the Commonplace*, 1981). In WL sieht Danto zentrale Thesen des Dekonstruktivismus (alle Sprache sei metaphorisch) und des Pragmatismus (alle Sprache sei Instrument) bereits vorweggenommen, wofür ihm Derrida und Rorty als Gewährsmänner gelten.

Eine konkrete Rezeptionsgeschichte von WL in der Philosophie zu schreiben ist also nicht unproblematisch. Gleiches gilt für eine Darstellung literarischer Umsetzungen der in WL formulierten Sprachkritik. Verwandtschaften nämlich, die sich zwischen den Gedanken aus WL und sprachkritischen literarischen Zeugnissen späterer Autoren ausmachen lassen, sind nicht zwingend auf bewusste Übernahmen zurückzuführen, sondern beruhen mitunter auf ähnlichen Schreiberfahrungen, die gemeinhin unter dem Begriff einer sog. „Sprachkrise“ subsumiert werden. Von der Forschung wird ein direkter und indirekter Einfluss von WL auf einige Autoren der „literarischen Moderne“ (vgl. etwa Kiesel 2004, 177–198) – z. B. Karl Kraus, Robert Musil und Gottfried Benn – geltend gemacht. Sie hinterfragen, jeder auf seine Weise, die Grenzen und die sprachliche Konstitution der Erfahrungen, die der literarischen Form zugrunde liegen. Es kann an dieser Stelle nicht um eine flächendeckende Erfassung gehen, im Folgenden daher nur drei Beispiele, die hier exemplarisch für Rezeptionszeugnisse der europäischen literarischen Moderne angeführt werden.

Christian Morgenstern rezensiert im Juni 1896 für die *Neue deutsche Rundschau* die gerade erschienenen Nachlassbände IX und X der zweiten Abteilung von N.s Schriften. Zwar geht Morgenstern in seiner enthusiastischen Besprechung nicht explizit auf WL aus Band X ein, die Traummetaphorik und der

rhapsodische Duktus des Textes lassen aber auf eine Lektüre von WL schließen.

Thomas Manns frühe Erzählung *Enttäuschung*, die vermutlich im November 1896 entstand, handelt von einer schmerzhaft erfahrenen Diskrepanz zwischen dem Reichtum der von der Sprache evozierten Erlebnismöglichkeiten und der tatsächlichen „Dürftigkeit und Begrenztheit des Lebens“ (Mann 2004, 83), das nur banale Erfahrungen zulässt. Das Leben enttäuscht, wie der Züge Nietzsches tragende Protagonist dem Ich-Erzähler berichtet, die eigenen „großartigen Erwartungen vom Leben“ (Mann 2004, 83) stets aufs Neue. Nicht nur aber bleibt es weit hinter diesen Erwartungen zurück: Es desillusioniert und entzaubert (ent-täuscht) zugleich die hochfliegenden Vorstellungen, die von rhetorischen „großen Wörtern für Gut und Böse, Schön und Häßlich“ (Mann 2004, 81) und von Dichterworten genährt werden. Nicht die unzulängliche Sprache ist hier Gegenstand der Kritik und Grund der krisenhaften (doch zugleich ironisch verfremdeten) Verfassung des Protagonisten, sondern in einer Inversion gängiger Sprachkritik das bloße Leben (vgl. Neymeyr 1997 u. 2013). Es ließe sich eine Reihe weiterer Analogien aufzeigen. Der Umstand, dass Mann ab 1895 die Bände der Großoktavausgabe sammelte und studierte (Reed 2004, 40–41), legt zumindest die Vermutung nahe, Mann habe WL vor Abfassung seiner Erzählung gelesen.

Als bedeutendstes Dokument für N.s poetische Wirkung auf die Schriftsteller der Jahrhundertwende gilt in der Forschung Hugo von Hofmannsthals *Ein Brief* (1902), der unter dem Titel *Chandos-Brief* bekannt ist. Da die N.-Rezeption geraume Zeit für die Ersterscheinung von WL das Datum 1903 statt 1896 (bzw. 1895) setzte, d. h. die zweite Auflage als erste annahm, wurde Hofmannsthals autobiographisch gefärbter *Brief* als erstes Zeugnis für die Sprachkrise am Beginn der Moderne gehandelt. Die Rückdatierung von WL wirkte sich entsprechend auf die Deutung auch von Hofmannsthals *Brief* aus. Gleichwohl wurde bislang davon ausgegangen, dass Hofmannsthal, der nachweislich N.s Gesamtwerk gut kannte, den *Brief* ohne Kenntnis von WL verfasste (vgl. Kiesel 2004, 186 u. 188). Eine neuere Studie plädiert dafür, WL als wichtige Quelle für Konzeption und Bildsprache für *Ein Brief* und Hofmannsthals WL-Lektüre schon für 1896 anzunehmen (Zanucchi 2010). Ähnlich wie im Falle von Mauthners *Beiträgen* ist die Verwandtschaft zwischen den im *Brief* realisierten sprachkritischen Einsichten und WL sicherlich nicht zu leugnen. Auf „Berührungen“ (Landauer 1903, 150) und „tiefere Zusammenhänge“ (Landauer 1903, 150) zwischen der Sprachkritik Mauthnerscher Prägung und Hofmannsthals „Manifest“ (Landauer 1903, 152) weist bereits Gustav Landauer 1903 in *Skepsis und Mystik* hin. Der melancholische Philipp Lord Chandos schreibt in *Ein Brief* seinem Mentor Bacon von einer gegenwärtigen Sinnkrise,

die verursacht wurde durch den Verlust der „Fähigkeit [...], über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen“ (Hofmannsthal 1991, 48). An die Stelle eines reibungslosen Operierens mit „abstrakten Worten“ (Hofmannsthal 1991, 48) tritt ein neuartiger befremdender Blick auf die Welt, die dem Briefeschreiber nicht länger „eine große Einheit“ (Hofmannsthal 1991, 47) bedeutet, sondern „in Teile“ (Hofmannsthal 1991, 49) zerfällt, ja „die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen“ (Hofmannsthal 1991, 49). Selbst die logische Sprache Senecas und Ciceros, die durch ein „wundervolles Verhältnisspiel“ (Hofmannsthal 1991, 50) der Begriffe die Dinge wie in mathematischen Formeln abzubilden vermag, erweist sich als ungeeignet zur Beschreibung der neuen Lebenssituation „von kaum glaublicher Leere“ (Hofmannsthal 1991, 52). Allein in wenigen lichten Momenten erschließt sich dem jungen Chandos – hierin dem „intuitive[n] Mensch[en]“ (889, 8) N.s. ähnelnd – plötzlich ein außersprachliches „Denken in einem Material, das unmittelbarer, flüssiger, glühender ist als Worte“ (Hofmannsthal 1991, 54). Um seinem Lehrer die raren Erlebnisse solcher Innenschau – für die, mit N., „das Wort nicht gemacht“ (889, 1) ist – mitzuteilen, ist Chandos jedoch unvermeidlich auf die als ungenügend erfahrene Sprache angewiesen, worin sich die Aporie seiner Lage gründet.

